

24

Vor den Olympischen Spielen in Peking laufen sich die Dopingexperten schon mal warm, die Diskussion läuft heiß: Mehr Kontrollen und mehr Verbote werden gefordert.

Nur etwas fehlt im öffentlichen Reden über Doping bislang: die Stimmen derjenigen, die nicht richtig finden, dass Sportler, die nicht 24 Stunden an sieben Tagen in der Woche für Kontrollen zur Verfügung stehen, mit Berufsverbot belegt werden sollten. Die es nicht gut finden, dass die Geschlechtsteile von Sportlerinnen mit dem Spiegel ausgeleuchtet werden. Der Sammelband vereint erstmals die abweichenden Stimmen.

Martin Krauß, geboren 1964, lebt und arbeitet als freier Sportjournalist in Berlin, u.a. als Kolumnist der *Jüdischen Allgemeinen Wochenzeitung* sowie als Dozent der Medienakademie. In den letzten zwei Jahren war er CvD des Fußballmagazins *Rund* in Hamburg. Buchveröffentlichungen u.a.: »Schmelting. Die Karriere eines Jahrhundertdeutschen«, »Doping«.

Rolf-Günther Schulze, geboren 1955, lebt in Berlin und arbeitet als Redakteur bei *Deutsche Welle TV*. Zahlreiche Zeitungs-, Zeitschriftenartikel sowie TV-Beiträge zum Thema Doping, u.a. die Dokumentation »Der Teufelskreis« über den Radprofi Andreas Klaus.

WER MACHT DEN SPORT KAPUTT?

**Doping, Kontrolle
und Menschenwürde**

Herausgegeben von
Rolf-Günther Schulze und Martin Krauß

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2008
www.verbrecherei.de

© Texte und Bilder bei den Autorinnen und Autoren
Einbandgestaltung: Sarah Lamparter und Christian Walter
Satz: Christian Walter
Druck: Dressler, Berlin
ISBN: 978-3-940426-05-5
Printed in Germany

Der Verlag dankt Heike Joswig und Konrad Krämer.

Vorwort	7
<i>Rolf-Günther Schulze</i> Schwebende Prozesse	11
<i>Hermann L. Gremliza</i> Alles Doping	29
<i>Matthias Heitmann</i> Modedroge Moralin	37
<i>Hans Ulrich Gumbrecht</i> Geheuchelte Wut	51
<i>Dave Zirin</i> Massenvergnügungswaffe	59
<i>Thomas Ebermann</i> Kein guter Sport im Falschen	83
<i>Ein Gespräch mit Diedrich Diederichsen</i> »Full of oneself«	99
<i>René Martens</i> Ausgemachte Skandale	121
<i>Stefan Chatrath</i> Mehrwert und Werbung	135
<i>Martin Krauß</i> Starker Staat	149
Autoren und Herausgeber	171

VORWORT

Doping macht den Sport kaputt. Diesen einfachen Satz liest und hört man oft. Doch ähnlich häufig, manchmal sogar in den gleichen Texten, liest man auch dies: Doping gibt es, solange es den Sport gibt.

Was stimmt denn nun? Geht der Sport kaputt, seit es ihn gibt? Ist die Geschichte der Weltmeisterschaften und Olympischen Spiele eine Geschichte des Niedergangs? Schon immer gewesen?

Schon wenn man flüchtig hinschaut, merkt man, dass das Thema Doping komplizierter und diffiziler ist, als es häufig dargestellt wird.

Dieses Buch handelt nicht nur von Doping sondern auch von Antidoping. Von dem, was Sportler ihren Körpern antun, aber auch von dem, was bei den Dopingkontrollen mit den Sportlern geschieht. Das wirft beinahe von allein die Frage auf, ob das mit der Menschenwürde zu vereinbaren ist.

Bei Dopingkontrollen müssen beispielsweise Athletinnen und Athleten nicht nur im Beisein, sondern sogar in Sichtkontakt mit den Kontrolleuren urinieren, und zwar mit freiem Blick auf die Geschlechtsteile! In welchem anderen Bereich als in dem des Spitzensports werden die Schamgrenze und die Privatsphäre von Menschen derart missachtet wie im Spitzensport? Und warum wird darüber kaum berichtet, wo der Öffentlichkeit doch sonst jede Pikanterie aus dem Sportbusiness mitgeteilt

wird? Und mit welchen Argumenten und mit welchem Recht fordern gerade große Teile der liberalen Öffentlichkeit immer mehr Kontrollen und immer mehr Verbote? Darum geht es in diesem Buch.

Auch die Behauptung, dass das Dopingverbot wirklich Chancengleichheit herstellt, sollte zumindest in Frage gestellt werden. Warum werden soziale, technologische und geografische Unterschiede in der Vorbereitung von Sportlern auf große Ereignisse ausgeblendet, aber bei Mitteln und Methoden, die auf die Dopingliste gesetzt wurden, soll ein betrügerischer Verstoß gegen die Chancengleichheit vorliegen? Auch darum geht es in diesem Buch.

Wer den Sport mithilfe von Kontrollen dopingfrei bekommen möchte, gelangt bald zu der Erkenntnis, dass dies im nationalen Rahmen nicht möglich ist. Schnell ist man mit Forderungen nach einer »internationalen Eingreiftruppe« bei der Hand, die wie eine Art Weltpolizei überall auf der Erde sofort zuschlagen dürfe. Woher, so ist zu fragen, kommt der Furor, ausgerechnet den Sport als Vorreiter zu nehmen, um so etwas Ähnliches wie einen Weltpolizeistaat voran zu treiben? Dieser Frage wird in diesem Buch auch nachgegangen.

Doch geht das überhaupt: in einem Land oder gleich auf der ganzen Welt einen dopingfreien Sport zu installieren? Was hat es mit der Forderung auf sich, der Sport solle von »sauberen«, von »reinen« oder von »natürlichen« Menschen betrieben werden? Wie viel Ideologie steckt in diesen Begriffen? Und in den Körperbildern,

die solchen Begriffen zugrunde liegen? Auch ein Thema dieses Buches.

Und warum stürzen sich die Dopinggegner auf einige Sportarten, während andere weitgehend verschont bleiben? Es fällt auf, dass überwiegend weniger kommerzialisierte Sportarten durch Dopingfälle und -vorwürfe Probleme haben, sich zu rechtfertigen und ihre Fortexistenz zu sichern. Warum geht es gegen die Leichtathleten, die Schwimmer, die Biathleten? Warum sind die Fußballer, die Tennisspieler, die Formel-1-Piloten, die Boxer, Vertreter also jener Sportarten, in denen viel Geld verdient wird, den Attacken deutlich seltener ausgesetzt? Und warum sind die Radsportler die große Ausnahme: hochgradig kommerzialisiert und dennoch in der Existenzkrise? Auch darum geht es in diesem Buch.

Des Dopings überführte Sportler werden gesperrt: manchmal zwei Jahre, manchmal lebenslänglich dürfen sie ihren Beruf nicht mehr ausüben. Die Nonchalance, mit der seitens des Sports Berufsverbote verhängt werden, verblüfft. Soll die grundgesetzlich garantierte Berufsfreiheit dann nicht mehr gelten, wenn Sportverbände Einwände erheben? Um diese Problematik geht es in ebenfalls diesem Buch.

Immer wieder wird gefordert, dass sich Journalisten von Sportereignissen, bei denen gedopt würde, abwenden müssten. Bei der Tour de France 2007 haben das einige Zeitungen und Fernsehsender getan, und es gibt sogar schon Stimmen, die ein Verbot solcher Sportübertragungen fordern. Woher kommt dieser Wille, genau

dann, wenn der behauptete Skandal da ist, keine Informationen mehr erhalten zu wollen. Und woher die mitunter aufflackernde Lust an der Zurückhaltung von Nachrichten, an Zensur? Auch dies ist einer der Aspekte, die in diesem Buch behandelt werden.

Das Thema Doping bietet noch mehr Aspekte. Längst nicht alle können in diesem Buch behandelt werden. Die Autoren dieses Bandes sind nicht nur politisch verschiedener Couleur, sie vertreten auch bezüglich der Fragen, die sich entlang des Dopingthemas stellen, sehr unterschiedliche Positionen: Einige plädieren strikt für Freigabe, andere wollen beim bisherigen Verbot bleiben, wieder andere wollen sich einer solch pragmatischen Diskussion am liebsten entziehen. Was aber alle Autoren eint, ist, dass sie das Dopingthema auf einem hohen Niveau diskutieren, das so in Deutschland noch nicht erreicht wurde: Dafür wollen wir ihnen danken.

*Martin Krauß und Rolf-Günther Schulze
Berlin im März 2008*

Rolf-Günther Schulze

SCHWEBENDE PROZESSE

Der Dopingdiskurs sorgt dafür, dass der Sport staatliche Repression vorbereitet: Antidoping wird zum Standortvorteil

Das Beispiel Koffein. In der Wettkampfhalle der Kurzbahn-EM der Schwimmer im November 1993 in Sheffield hatten die Veranstalter gut vorgesorgt, auch ein Kaffeeautomat für die Teilnehmer stand bereit. Um am Morgen in Schwung zu kommen, trank die Berliner Brustschwimmerin Sylvia Gerasch reichlich, sieben oder acht Becher wurden es insgesamt. Wenige Tage später stand Gerasch als Dopingsünderin in den Schlagzeilen. »Mir war von vornherein klar: Ich habe schuld!«, sagt Gerasch heute. Tests hatten damals schon länger belegt, dass bereits einige Tassen ausreichen, um den Grenzwert für die stimulierende Substanz zu überschreiten. Der Kölner Professor Manfred Donike, seinerzeit der unbestrittene Antidopingpapst, verkündete jedoch, dies sei ausgeschlossen. Sylvia Gerasch wurde für zwei Jahre gesperrt.

Knapp ein Jahrzehnt danach, im Herbst 2003, wurde Koffein von der Dopingliste gestrichen. Professor Klaus Müller, der langjährige Leiter des Antidopinglabors in Kreischa, sagt warum: »Den weltweit üblichen Konsum

von Kaffee kann man den Athleten nicht gänzlich versagen. In hohen Dosen ist Kaffee für die Leistung sogar kontraproduktiv.« In seiner Wirkung gebe es physiologisch außerdem große Unterschiede, so Müller. »Bei einigen Menschen wird er unverändert wieder ausgeschieden.« Dass Koffein überhaupt auf die Dopingliste kam, sei »dem Starrsinn von Donike« zuzuschreiben gewesen. Die Sperre für Sylvia Gerasch nennt Müller heute »eine sehr bedenkliche Geschichte«.

Das Beispiel Kreatin. »Die Muskulatur wird fester, man wird spritziger, man kann mehr trainieren – die Kraftwerte werden besser!« Wer im November 2001 ins ZDF-Sportstudio zappte, wähnte sich beim Interview mit Carolin Soboll mitten in einem Anabolikageständnis. Die junge Speerwerferin jedoch sprach über Kreatin: »Ich kenne fast niemand, der es nicht nimmt.« Das Problem bei der synthetischen Variante einer Substanz, die ganz natürlich auch in der Nahrungsmittelkette vorkommt ist, dass sie nicht nachweisbar ist. Damit erhält Kreatin, das Steroid light, ein Unbedenklichkeitsattest und wird viel und gern verordnet. Der Schweizer Arzt Max Brönnimann sagt: »Um zum Beispiel Bodybuilder von Anabolika abzubringen, muss ich ihnen eine andere leistungssteigernde Alternative anbieten.« Sein Kollege und Landsmann Theo Wallimann berichtet von »erstaunlichen Leistungssteigerungen von zehn bis zwanzig Prozent«.

Das Beispiel Cannabis. Obwohl es doch »eigentlich nicht zu einer Verbesserung sportlicher Höchstleistungen« führt, so die amtliche Einschätzung, findet sich

Cannabis Jahr für Jahr im vorderen Ranking der positiv getesteten Substanzen wieder. Im Jahresbericht der Nationalen Anti Doping Agentur (Nada) für 2005 kommen die Verfasser zu einem besorgten Fazit: »Dies zeigt nach unserer Auffassung aber eine weite Verbreitung dieser sog. »Social Drugs« auch im Sport. Dies gibt uns sehr zu denken, da hier ein gesellschaftliches Phänomen sich auch im Sport widerspiegelt.«

Die Beispiele Koffein, Kreatin und Cannabis zeigen, wie unabhängig von sportlichem Nutzen oder gesundheitlichen Gefahren, beinah freischwebend Substanzen verboten oder erlaubt werden, wie scheinbar willkürlich, in Wirklichkeit in der Kultur der westlichen Gesellschaft verwurzelt all das ist, was man unter Doping versteht und worauf sich die zum Teil zu Berufsverbot und sozialer Ächtung reichenden Strafen gründen.

Lässt sich mit der Ächtung von Cannaboiden moralisch-ethischer und pädagogischer Mehrwert erzielen, sind sie drauf auf der Liste. Droht mit einer fortgesetzten Ächtung von Koffein der Verlust von Legitimation des ganzen Verbotskatalogs, ist es wieder weg von der Liste. Und kann man Kreatin partout nicht nachweisen, bleibt es halt so lange erlaubt, bis man vielleicht doch eine Nachweismöglichkeit gefunden hat.

Damit offenbart sich der Dopingdiskurs in Deutschland als eine never ending story. Die Unabschließbarkeit des Themas Doping korrespondiert mit anderen Diskursen, die die Gesellschaft gerade sehr beschäftigen: Auch bei »Terror« oder »Korruption« gilt die Gewissheit, dass der Kampf dagegen nicht zu gewinnen ist.

Was unabschließbar ist, bleibt offen. So ergibt sich zum einen den Antidopingkämpfern die Möglichkeit zum ständigen Changieren: zum Floaten zwischen legalen und illegalen Substanzen, zum Feilen an Messverfahren und Normwerten sowie zum Fortschreiben von Regularien und Definitionen. Zum anderen eröffnet sich auch den Athleten die Chance, diesen Schwebestand für sich zu nutzen. Wer Leistungssport betreibt, an seine körperlichen Grenzen geht und versucht, diese herauszuschieben, findet sich in einer Grauzone wieder. Sich in dieser Zone halbwegs sicher zu bewegen, ist eine Disziplin, in der mittlerweile fast alle Leistungssportler aktiv, aber nicht alle kundig und erfolgreich sind. So nehmen zahlreiche Athleten, dem Vernehmen nach sämtliche lizenzierten italienischen Radfahrer, ganz offiziell per medizinischer Ausnahmegenehmigung Asthmamittel, denen zugleich leistungssteigernde Effekte nachgesagt werden. Viele Sportler sind andererseits in der Vergangenheit über nandrolonangereicherte Nahrungsergänzungsmittel in die Dopingfalle getappt. »Die Athleten versuchen alles auszuschöpfen, was irgendwie legal ist«, stellte der ehemalige Hochspringer Ralf Sonn fest.

In dieser Grauzone sind die Athleten weitgehend auf sich allein gestellt. Denn aus dem Fehlen einer halbwegs klaren Definition, was man wirklich unter Doping zu verstehen hat, ergibt sich, dass Schuld individualisiert zugewiesen wird. Der »Fall Krabbe«, der »Fall Bauermann« und der »Fall Ullrich« haben zwar jeweils nichts miteinander zu tun, aber sie haben geholfen, die Sicht

auf Doping zu prägen. Um Dopingfälle im juristischen Sinn handelt es sich bei den Fällen »Krabbe« und »Ullrich« nicht: Weder die leichtathletische Sprinterin Katrin Krabbe noch der Radprofi Jan Ullrich wurden je des Dopings überführt. Und um einen Dopingfall im sozialen Sinn handelt es sich beim Fall »Baumann« nicht: Der Mittel- und Langstreckenläufer Dieter Baumann wurde zwar positiv getestet und wegen Dopings gesperrt, nach Meinung vieler Teile der Sportöffentlichkeit wurde er jedoch das Opfer einer Manipulation. Die ARD sendete gar den Spielfilm »Ich will laufen!«, der den Fall Baumann aus dessen Sicht erzählt.

Den Fällen Baumann, Krabbe und Ullrich ist gemein, dass sie Präzedenzfälle darstellen, die dem Perpetuum mobile namens Dopingdiskurs zuarbeiten. Das gesellschaftliche Phänomen Doping wird zur Sache der Individuen gemacht, und gerade durch die Aneinanderreihung von lauter individuellen Fällen ist der Diskurs so offen und unabschließbar. Dieses eigentümliche Freischweben des Diskurses, den bislang kaum je mal ein staatliches Gericht auf den Boden zurückholt, ist vor allem möglich, weil es im geschützten Raum der autonomen Sportwelt stattfindet. In diesem geschlossenen System mit seiner eigenen Gerichtsbarkeit wird bis heute auf eine Weise verfolgt und verurteilt, die, würde das Verfahren rechtsstaatlich überprüft, vermutlich kaum haltbar wäre.

Der »Fall Pippig« mag dafür als ein Beispiel dienen. Uta Pippig, die lange Zeit weltbeste Marathonläuferin, unterzog sich am 23. April 1998 an ihrem Wohnort

Boulder/Colorado einer Dopingkontrolle. Sie war zu diesem Zeitpunkt krank, konnte kaum trainieren, konsultierte stattdessen regelmäßig zwei Ärzte. Über einen aufgetretenen Dopingverdacht wurde sie nicht wie vorgeschrieben unverzüglich (»promptly«) in Kenntnis gesetzt: Erst nach fast vier Monaten erhielt sie eine erste Mitteilung. Da bei Dopingverfahren im Gegensatz zur rechtsstaatlich üblichen juristischen Praxis die so genannte Beweislastumkehr gilt, die verdächtige Athletin also ihre Unschuld beweisen muss (und nicht der Ankläger die Richtigkeit seiner Anklage), war die späte Information für den Fortgang des Verfahrens entscheidend: Die Chance zu zeitnahen entlastenden Tests war Uta Pippig so genommen. Dennoch kamen alle drei Gutachter, die sich mit dem Fall beschäftigten, zu dem Urteil, dass der erhöhte Testosteron/Epitestosteron-Wert, der bei Pippig festgestellt wurde, durch die Krankheit bedingt war (wobei das Testosteron-Level im durchaus normalen Bereich lag, das T/E-Verhältnis vielmehr durch einen ungewöhnlich niedrigen Epitestosteron-Wert nach oben ging). Auch der vom Deutschen Leichtathletik-Verband (DLV) benannte Wissenschaftler Götz Wurster erklärte: »Aus der Gesamtschau halte ich es ... doch für sehr unwahrscheinlich, dass ein bewusstes Doping verursacht worden ist.«

Dennoch verfolgte der DLV den »Fall Pippig« weiter, es kam zum nächsten folgenschweren Verstoß gegen die verbandsinternen Regularien. Nicht die Athletin, sondern die Presse wurde als erstes über die bevorstehende offizielle Dopinganklage informiert. Als Uta Pippig am

6. Oktober 1998 das Ergebnis der B-Probe übermittelt wurde, war kurz zuvor bereits ein Artikel in der *FAZ* veröffentlicht worden. Dessen Autor Hans-Joachim Waldbröl hatte die Leichtathletin unter einem Vorwand Tage zuvor interviewt und ihr die dort getätigten Aussagen als Statement zu ihrem Fall in den Mund gelegt. Hinzu streute Waldbröl Bemerkungen über die »ewige« Medizinstudentin« in seinen Artikel. Der DLV hatte sich mit der offensichtlichen Weitergabe von vertraulichen Informationen die Möglichkeit genommen, selbst zu einer unvoreingenommenen Entscheidung zu kommen. Durch die *FAZ*-Berichterstattung war das Urteil vorgegeben, ein eventueller Freispruch wäre als Verschleierung gewertet worden. Im anschließenden Verfahren konnten dann die Gutachten nicht einfach übergangen werden. Also wurden die Proben dem so genannten Isotopentest unterzogen – einem in der pharmazeutischen Industrie längst anerkannten aber in Sachen Doping keineswegs validen Verfahren. Es fehlten schlicht die notwendigen Testreihen, gerade bei Athleten mit speziellen körperlichen Problemen. Aber auch dieses Problem ließ sich locker lösen. Betreut von einem Vertreter des DLV schaute sich ein amerikanischer Experte die Methode am Beispiel des Pippig-Urins im Labor von Biochemiker Wilhelm Schänzer an. Der Kölner Professor hatte das kostspielige Analysegerät gerade für sein Institut angeschafft und hatte ein entsprechendes Interesse an spektakulären Anfangserfolgen.

Es erübrigt sich zu erwähnen, dass Uta Pippig für schuldig befunden wurde, von einem Verband, der An-

kläger, Ermittler und Richter in einem war und sich in entscheidenden Punkten nicht an sein eigenes Regelwerk hielt. 2000 endete der »Fall Pippig« mit einem Vergleich.

Eike Ullmann, der Vorsitzende Richter in dem Schiedsgerichtsverfahren, erklärte damals: »De facto war die Sperre da – aber es bleibt rechtlich ungeprüft, ob dies berechtigt war oder nicht.« Diese Prüfung aber ließ Uta Pippig, wie im Übrigen zahlreiche andere Athleten in einer ähnlichen Situation, nicht mehr von einem ordentlichen Gericht vornehmen. Hierfür fehlten ihr finanziell, zeitlich und emotional die Ressourcen.

Was sich bis dahin zeigte (und, was die öffentliche Wahrnehmung der »Doperin« Pippig bis heute zeigt), ist, dass und wie in Verdacht geratene Athleten zum Spielball werden in einem sich selbst erhaltenden System von Wissenschaft, Medien und Funktionärstum.

Mittlerweile geschieht die Ausgrenzung von Athleten immer häufiger in einer Form, gegen die überhaupt kein rechtlicher Einspruch mehr möglich ist. Organisatoren insbesondere von Leichtathletik-Meetings und Profiradrennen verweigern unerwünschten Sportlern die Teilnahme an ihren Veranstaltungen. So darf der britische Sprinter Dwain Chambers unter anderem nicht beim Berliner Leichtathletiksportfest Istaf starten oder das kasachische Radteam Astana nicht bei der Tour de France 2008.

Allein Verdachtsmomente reichen damit schon aus, um faktisch Berufsverbote auszusprechen.

Der Dopingvorwurf hält eine attraktive Erklärung für die sportlichen Leistungen bereit, die die verdäch-

tigten Athleten erbrachten: Die pfeifen sich Pillen rein und gewinnen! Auf diese monokausale Formel wird der Profisport, dieses Segment der Unterhaltungsindustrie, gebracht. Dass die gerade von den Dopinggegnern so angestrebte Chancengleichheit auch durch Sponsorengelder, durch unterschiedliche soziale Absicherung, verschiedene Sportfördersysteme, unterschiedliches psychologisches oder technologisches Tuning beeinträchtigt wird, bleibt in der Regel außen vor.

Das einfache Angebot zum Verständnis des Sports, wonach Doping jeden Rekord zu erklären mag, überzeugt mehr. Zwei, drei dutzend Definitionsverwalter in den deutschen Medien sind seit Jahren auf dem Anti-dopingticket unterwegs. Journalisten, die in der Vergangenheit vorrangig über das Wettkampfgeschehen berichteten, verdienen und verdingen sich seit einiger Zeit als Dopingjäger. Und machen sich's dabei einfach: Der jeweilige Tätername wird ausgetauscht und die (vermeintliche) Ausrede, die der Verdächtige vorträgt, süffisant-ironisierend kommentiert. Ein Anfangsverdacht reicht in der Regel schon aus, den Einheitstext runterzuschnurren. Verdächtige Sportler machen übereinstimmend die Erfahrung, selten einmal zu den ihnen zur Last gelegten Vorwürfen befragt zu werden.

»Ich habe das Gefühl, von allen Sportlern ständig belogen zu werden«, bekannte ein prominenter Sportjournalist seine professionelle Paranoia, den fehlenden Durchblick in Bezug auf verbotene Mittel und verborgene Mechanismen. Wo Fakten fehlen, wird Andeutung, Verdächtigung und ein Hauch Verschwörung offeriert.

Das deutet in Ermangelung wirklicher Kenntnis der Hintergründe dennoch tiefes kritisches Wissen an.

Auch Sportfunktionäre versuchen über Haltung und Handeln im Antidopingkampf, sich und ihren Disziplinen ein Überleben zu sichern. Dabei sind vor allem die in der Vermarktung zunehmend marginalisierten klassischen olympischen Sportarten am härtesten umkämpft: Während Radsportler gegenwärtig stracks ins Abseits fahren und auch Leichtathleten oder Schwimmer schon seit Längerem um ihr Standing kämpfen, siegen Eisschnellläufer oder Ruderer, also sichere deutsche Goldgaranten, noch immer sauber.

Im Biathlon erfuhr der Kampf um Sponsorengelder und Fernsehzeiten Anfang des Jahres 2008 eine dramatische Zuspitzung: Eilen die neuen Lieblinge der Sportnation ungedopt von Sieg zu Sieg oder doch nicht?

Mit dem Doppelpfund Fairness & Sauberkeit wird schließlich auch an anderer Stelle bestens gewuchert. Sponsoren schneiden sich ein attraktives Marketingmäntelchen, um sich in Zeiten des Brachialkapitalismus fair und sauber zu kleiden. Denn die stete Anrufung der Sponsoren, sich im Antidopingkampf aus angeblich ur-eigenem Interesse auch finanziell stark zu engagieren, beruht auf einem grundlegenden Missverständnis: Firmen engagieren sich im Sport, um ihr Image besser präsentiert zu wissen. Es geht also nicht um den sauberen Sport, sondern um das Image der sauberen Firma.

Sauber beziehungsweise kritisch wird man nur im Vergleich zu anderen wahrgenommen. Damit der Sponsor als sauber, also gut, und der Wissenschaftler, Funktionär

und Journalist als kritisch, also gut, erscheint, bedarf es Ausgegrenzter. Der gesamte Dopingdiskurs funktioniert nur, weil und solange es Verlierer gibt.

Nur mit Ab- und Ausgrenzungen lassen sich Schuldige definieren. Diese Individualisierung der Schuld setzt sich auch da fort, wo vom »kriminellen Netzwerk« gesprochen wird. Hartnäckig halten sich, gerade wenn es um die Beschreibung eines strukturellen und nicht individuellen Dopings geht, biologistische Begriffe. Da ist von »Gier nach Doping« die Rede, da wird die »Seuche Doping« identifiziert und gefordert, den »Dopingsumpf« trockenulegen. Solche Begriffe verneinen das ansonsten unterstellte klare Kalkül des Einzelnen oder eines hinter ihm stehenden Netzwerks, solche Rede verweist vielmehr auf die Hilflosigkeit der Kommentatoren.

Der vermeintlich »verseuchte« Athlet wird jedenfalls weiterhin sehr konkret und massiv in Dauergewahrsam genommen. Das gilt einerseits im Diskurs, der erst durch die Aneinanderreihung von Einzelfällen entsteht und sich so einer kritischen Diskursanalyse entwindet. Andererseits gilt das auch für den sowohl im Diskurs als auch im Sportrecht strukturell angelegten Generalverdacht: Jeder Athlet ist dazu angehalten, seine Unschuld zu beweisen. So sind Athleten verpflichtet, gegenüber der für sie zuständigen Antidopingbehörde jederzeit ihren Aufenthaltsort anzugeben: ob sie im Urlaub, verletzt oder bei ihren Geliebten sind.

»24 Stunden am Tag verfügbar zu sein, das ist menschlich unzumutbar«, bezweifelt der CDU-Politiker Peter

Rauen die Rechtmäßigkeit der gängigen Kontrollpraxis, aber die Autonomie des Sports lässt die Sportverbände bislang gewähren.

Wie kaum zumutbar die Kontrollen sind, darüber berichtete die Kugelstoßerin Nadine Kleinert nach den Leichtathletik-WM 2007 in Osaka in der *Bild*-Zeitung: »Auf der Toilette war hinterm Hintern ein Spiegel angebracht, und unten rum war alles hell erleuchtet. Die Ärztin schaute ganz genau hin. So etwas habe ich noch nicht erlebt. Normalerweise steht eine Frau im Raum, schaut einfach zu.« Kleinert berichtete auch über die Kontrollen bei ihrer Mannschaftskollegin Petra Lammert: »Sie musste sogar noch ein zweites Mal ran, weil sie beim ersten Mal die Beine nicht breit genug gemacht hatte. Kontrollen sind richtig und wichtig, aber das ist menschenunwürdig.«

Dass die Antidopingpraxis augenscheinlich mit wichtigen zivilisatorischen und verfassungsrechtlichen Erzungenschaften unverträglich ist, fällt nur Wenigen auf.

Vielmehr macht sein als unpolitisch geltender Charakter den Leistungssport zum idealen Durchlauferhitzer für das Durchsetzen ideologisch aufgeladener Themen. Die Privatsphäre und jede Schamgrenze missachtende Kontrollen, die Nadine Kleinert beklagt, finden ja in dieser Gesellschaft nicht nur im Sport statt, es gibt sie auch beispielsweise, wenn die Polizei gegen (meist ausländische) Drogendealer ermittelt. Aber einzig im Sport sind solche Vorgehensweisen weitgehend unumstritten, ja, finden sogar unter dem Beifall einer sich als liberal verstehenden Öffentlichkeit statt.